

(Nachdruck verboten.)

53]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Jetzt traten Mazaud und Jacoby aus dem Maklerzimmer und schritten nebeneinander, anscheinend in engerer Kollegialität, den Schranken zu, trotz des Bewußtseins, daß sie in dem erbarmungslosen Kampf, der seit Wochen wütete und mit dem Ruin des einen von beiden ausgehen konnte, Gegner waren. In der fröhlichen Lebhaftigkeit des kleinen Mazaud mit dem schlanken, jugendlichen Wuchse spiegelte sich ein noch ungetrübtetes Glück wider, jenes Glück, welches ihm mit zweiunddreißig Jahren das Makleramt eines Oheims als Erbe beschert hatte. Jacoby dagegen, ein früherer Prokurist, der nur im Laufe der Jahre und mit Hilfe einiger Kommanditäre zum Makler vorgerückt war, schritt mit dem schweren Tritt eines Sechzigers einher; das breite Gesicht dieses langen, dickleibigen Menschen mit der Glabe und dem ergrauenden Barte trug den Stempel gutmütiger Gemüthsucht. Ihre Notizbücher in der Hand unterhielten sich beide Makler über das schöne Wetter, als hielten sie nicht in diesen wenigen Blättern die Millionen in der Hand, die sie in dem mörderischen Handgemenge von Angebot und Nachfrage wie Gewehrschüsse wechseln sollten.

„Nicht wahr, ein nettes Frostwetter?“

„Ja! Denken Sie nur: ich bin zu Fuß gekommen, so herrlich war's.“

Vor dem Parkett — jenem großen, kreisförmigen Becken, welches von überflüssigen Papieren, von hineingeworfenen Auftragszetteln noch rein war — blieben beide ein wenig stehen und führten, an die rot-sammetene Brüstung gelehnt, ihre gleichgültige, unzusammenhängende Unterhaltung weiter, wobei sie auch verstoßen die Umgebung beobachteten.

Die durch Gitter abgeschlossenen, sich kreuzförmig durchschneidenden vier Gänge bildeten eine Art vierzackigen Sterns, dessen Mittelpunkt das „Parkett“ war, das dem Publikum unzugängliche Heiligtum. Zwischen den vorderen Zäunen befand sich einerseits die Abteilung für Bargeschäfte, der Kassamarkt, wo auch die drei Kommissare auf ihren hohen Sitzen und mit ihren ungeheuren Büchern Platz nahmen; auf der andern Seite war ein kleinerer Raum, die wohl ihrer Gestalt wegen so genannte „Gitarre“, welche zugänglich war und somit den Spekulanten und den Gehilfen den unmittelbaren Verkehr mit den Maklern gestattete. Auf der Rückseite, in dem Winkel zwischen zwei andern Gängen wurden im dichten Gemüß die französischen Renten gehandelt; hier war jeder Börsenmakler, ebenso wie in der Abteilung für Bar, durch einen mit einem besonderen Notizbuch versehenen Gehilfen vertreten. Die Wechselmakler im Parkett geben sich nämlich bloß mit Zeitgeschäften ab und werden durch die gewaltige und zügellose Spielthätigkeit ausschließlich in Anspruch genommen.

In dem Seitengänge links gewahrte jetzt Mazaud seinen Prokuristen Berthier, der ihm einen Wink gab. Er ging auf ihn zu und wechselte ein paar halblaute Worte mit ihm, da die Prokuristen in ehrerbietiger Entfernung von der rot-sammetenen Rampe bleiben müssen, die keine profane Hand berühren darf. So nahm Mazaud alle Tage Berthier und zwei seiner Gehilfen zur Börse mit, den Parkassier und den Rentenkassier, denen meistens der Leiter der Abrechnungsstelle sich zugesellte; außerdem war ein Gehilfe zur Besorgung der Telegramme zur Hand, der kleine Flory, dessen Gesicht immer mehr und mehr in einem dichten Bartwuchs verschwand, aus welchem nur der Glanz seiner zärtlich blickenden Augen hervorschaute. Seit seinem Zehntausendfrank-Gewinnst am Tage nach Sadowa wurde Flory durch die Anforderungen Chiküts in die Enge getrieben, die jetzt launisch und unerträglich war. So spielte er denn aufs Geratewohl und völlig planlos für seine eigne Rechnung und folgte mit blindem Glauben dem Spiel Saccards. Die durch seine Hand gehenden Telegramme genügten zu seiner Orientierung. Jetzt kam er, beide Hände mit Depeschen gefüllt, eiligen Laufs vom Telegraphenamt im zweiten Stock herab und mußte durch einen Diener Mazaud rufen lassen, der Berthier stehen ließ, um an die „Gitarre“ zu kommen.

„Soll ich sie heute sichten und ordnen?“ fragte er. „Natürlich! wenn sie so massenhaft eintreffen . . . Was ist das alles?“

„O, lauter Universelle, fast nur Kaufaufträge!“

Mit geübter Hand blätterte der Makler in den Depeschen und war sichtlich befriedigt. Er hatte sich mit Saccard sehr tief eingelassen und schon lange für erhebliche Summen Stücke von ihm hereingenommen; diesen Vormittag erst hatte er ungeheure Kaufaufträge von ihm erhalten und war so schließlich zum förmlichen Makler der Universelle geworden.

Obwohl er bis jetzt keine ernstlichen Befürchtungen empfunden hatte, trugen doch diese hartnäckige Begeisterung des Publikums und die trotz der übertriebenen Höhe des Kurzes beharrlichen Käufe zu seiner Veruhigung bei. Unter den Absendern der Telegramme fiel ihm ein Name auf, derjenige Jayer', des Renteneinnehmers aus Vendôme; er mußte sich wohl unter den Landwirten, den Vetschwestern und den Priestern der Umgegend eine außerordentlich zahlreiche Kundschaft kleiner Käufer erworben haben; denn es verging keine Woche, ohne daß der Mann dergestalt Telegramme auf Telegramme sandte.

„Geben Sie das an den Kassamarkt weiter,“ sagte Mazaud zu Flory. „Und warten Sie nicht, bis man Ihnen die Telegramme herunterbringt! Sie bleiben oben und nehmen alles selbst in Empfang!“

Flory trat in das Geländer des Kassamarktes und rief aus Leibesträften:

„Mazaud! Mazaud!“

Auf diesen Ruf kam Gustave Sebille herbei; denn in der Börse verlieren die Angestellten ihren Namen, um nur noch den ihres Prinzipals zu tragen. So hörte auch Flory an der Börse auf den Namen Mazaud. Nach fast zweijährigem Verbleiben vom Makleramt war Gustave vor kurzem wieder eingetreten, um dadurch seinen Vater zur Zahlung seiner Schulden zu bewegen. Heute war er in Abwesenheit des betreffenden Angestellten mit dem Kassageschäft betraut, was ihm Spaß machte. Flory flüsterte ihm etwas ins Ohr, und beide kamen überein, erst beim letzten Kurs für Jayer zu kaufen, nachdem sie auf eigne Rechnung gepiekt und unter dem Namen ihres gewohnten Strohmannes gekauft und verkauft hätten, um die ihnen unausbleiblich scheinende Kursdifferenz einzustreichen.

Mittlerweile kehrte Mazaud nach dem Parkett zurück. Auf Schritt und Tritt wurde ihm im Auftrag irgend eines Kunden, der nicht beikommen konnte, von einem Börsendiener ein mit Bleistift beschriebener Auftragszettel eingehändigt. Jeder Makler hatte nämlich Auftragszettel von besonderer Farbe, rote, blaue, grüne, gelbe, die leicht kenntlich waren. Mazauds Zettel waren grün, von der Farbe der Hoffnung; diese grünen Papierchen häuften sich zwischen seinen Fingern immer zahlreicher an, nachdem die unaufhörlich ab und zu gehenden Diener sie am vergitterten Eingang aus der Hand der Commis und der Spekulanten entgegengenommen hatten, die der Zeitersparnis halber alle einen Vorrat dieser Zettel bei sich trugen.

Als er von neuem vor der Sammetbrüstung stehen blieb, traf er wieder Jacoby an, der ebenfalls einen unablässig wachsenden Bündel mit Auftragszetteln in der Hand hielt, rote Zettel von der Farbe des frischbergossenen Blutes. Ohne Zweifel waren das Aufträge von Sundermann und seinen Getreuen, denn jedermann wußte, daß bei dem bevorstehenden Gemebel Jacoby der Vertreter der Baisspartei war, der oberste Vollstrecker der Todesurteile der jüdischen Bank. Jacoby unterhielt sich gerade mit seinem Schwager Delarocque, einem Christen, der eine Jüdin geheiratet hatte. Dieser, ein untersefter, rothaariger Mann mit einer großen Glabe verkehrte eifrig in der Sportwelt und war als Börsenvertreter Daigremonts bekannt, der sich kürzlich mit Jacoby entzweit hatte, wie früher auch mit Mazaud. Er erzählte eine Geschichte von einer verheirateten Frau und blinzelte dabei mit den lusternen Augenlein, während er mit leidenschaftlichem Geberdenpiel sein Taschenbuch in die Höhe schwang, aus welchem ein Bündel seiner himmelblauen Auftragszettel — vom zarten Blau eines Aprilhimmels — hervorquoll.

„Herr Nassias fragt nach Ihnen,“ meldete Mazaud ein Börsendiener.

Rasch schritt der Makler zum Eingang zurück. Der Kommissionsrat, der ganz im Dienste der Universelle stand, brachte Bericht aus der Coullisse, die trotz des heftigen Frostes unter der Säulenhalle bereits in Thätigkeit war. Vereinzelte Spekulanten getrauten sich hinaus und kehrten dann in den Saal zurück, um sich zu wärmen; die Coullissiers dagegen, in dicke Pelzmäntel mit aufgestülptem Kragen gehüllt, hielten wacker aus und bildeten wie gewöhnlich einen Kreis unterhalb der Uhr; sie schrien, gestikulierten und regten sich derart auf, daß sie nicht einmal die Kälte fühlten. Der rührigsten einer war der kleine Nathansohn, der im besten Zuge war, ein großer Herr zu werden; von dem Tage ab, wo er sein kleines Amt beim Crédit Mobilier niedergelegt hatte und auf den Gedanken gekommen war, ein Zimmer zu mieten und einen Schalter zu eröffnen, war ihm das Glück günstig geblieben.

Mit rascher Stimme erzählte Massias, es habe den Anschein gehabt, als ob die Kurse unter der Last der Werte, mit denen die Kontermine den Markt überflutete, weichen wollten; da sei Saccard der Einfall gekommen, an der Coullisse zu operieren, um auf den amtlichen Anfangskurs im Parkett einzuwirken. Am Tage zuvor hatte die Universelle mit dreitausenddreißig Frank geschlossen; er hatte nun Nathansohn den Auftrag gesandt, hundert Stücke anzukaufen, die ein anderer Coullissier um dreitausendundfünfunddreißig ausbieten sollte. Auf diesem Wege würde eine Steigerung um fünf Frank erzielt.

„Gut!“ erwiderte Mazaud, „den Kurs werden wir machen.“

Und er kehrte zu den Gruppen der Makler zurück, die vollzählig anwesend waren. Alle sechzig waren da und machten schon, der Börseordnung zuwider, unter sich Geschäfte zum Durchschnittskurs, bis der vorchriftsmäßige Glodenschlag erkante. Die zu einem bestimmten Kurs gegebenen Orders beeinflussten den Markt nicht, da man ja diesen Kurs abwarten muß; diejenigen Orders dagegen, die „bestens“ zur Notiz gegeben werden, deren freie Ausführung dem Spürsinn des Maklers überlassen bleibt, führen ein fortwährendes Schwanken der Kurse herbei. Ein guter Makler muß daher schlau und scharfsichtig sein, einen schlagfertigen Verstand und geschmeidige Muskeln besitzen, da oft von seiner Raschheit der Erfolg abhängt; außerdem sind gute Beziehungen in der hohen Bank und überallher zusammengelesene Nachrichten unerlässlich, von den Depeschen abgesehen, die man vor allen anderen Leuten aus französischen und deutschen Börsen erhält. Zu all diesem braucht der Makler noch eine kräftige Stimme, um laut schreien zu können.

Mit dem Schlag ein Uhr fauste der Klang der Börsenglocke wie ein Windstoß über das heftige Wogen der Köpfe dahin. Die letzte Schwingung war noch nicht verklungen, als Jacoby, beide Hände auf dem Sammetgeländer gestützt, mit seiner brüllenden Stimme, der stärksten unter der Maklerschaft, ausrief:

„Ich gebe Universelle . . . Ich gebe Universelle . . .“

Er bestimmte keinen Preis und wartete auf die Nachfrage. Die sechzig Makler waren näher zusammengedrückt und bildeten einen Kreis um die Schranken, in denen einzelne auf dem Boden liegende Auftragszettel grellfarbige Flecken bildeten. Angesicht gegen Angesicht standen sie da und schauten einander lauend an, wie Duellanten beim Beginn des Zweikampfes, sehr begierig auf die Feststellung des ersten Kurzes.

„Ich gebe Universelle!“ rief wiederum der dröhnende Baß Jacobys, „ich gebe Universelle . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Drei Duzend Flugblätter und ein halbes Duzend Wahlbrotschüre hatte ich durchgesehen. Sie waren freimüthig, national-liberaler, Herikaler, konservativer, antisemitischer, landwirtschäftlicher Herkunft, aber alle handelten gemeinsam davon, daß ein deutscher Mann keinen Socialdemokraten wählen dürfe. Herr des Himmels — diese Socialdemokraten! Ich wußte bisher gar nicht, daß unser Jammerthal so überreich an herrlichen Gütern sei; ich merkte es erst an der Aufzählung der Güter, die alle von den Socialdemokraten wahr und wahrhaftig zerstört werden würden. Meine Phantasie brandete in Schreckbildern. An zehntausend Feuerwehrgewagen rasselten durch mein Gehirn, brennende Bechtropfen in die Ganglienzellen srenend, und rote Teufel läuteten schrill und unablässig; eine wahnsinnig gewordene Dampfpfritze tanzte auf rasender Schleifenfahrt radunter radüber den Studentanz.

Was für Bilder mußte mein Blutunterlaufenes, in unschöner Verrücktheit rollendes Auge schauen! Da sah ein braver, christlicher und baterländisch gesinnter Lieutenant traulich im Kreise seiner Familie; daß heißt der Kreis bestand vorläufig aus einem jungen Weibe, das in Epiben schwamm. Sie schwelgten in traulichem, echt deutschem Familienleben. Da plötzlich gelangte die Socialdemokratie zum Siege. Sofort stürzte eine Horde der siegberauschten Mitstürzler in das Heiligthum des Lieutenants und zerstörten mit schweißgelber Faust das christliche Familienleben, indem sie sowohl ihn als auch sie, so heftig sich die Unseligen sträubten, unter Verufung auf das nunmehr herrschende Parteiprogramm zwangen, sich freier Liebe und wilder Ehe zu ergeben. Und das schlimmste war, daß sich die Unholde vergriffen hatten; denn das Weib war gar nicht die rechtmäßige Ehefrau des Lieutenants, sondern diente beim königlichen Ballett . . . Deutsche, wählt keinen Socialdemokraten!

Ein Bonner Corpssstudent sah nächstens tief in Bücher vergraben. Er studierte Oberpräsident und Minister. Zu diesem Zwecke las er Plato und Kant, Marx' Kapital, Hegels Rechtsphilosophie, Newtons System, Helmholtz' Optik und die Grundlagen der Integral- und Differentialrechnung. Wie schön leuchtete seine edel und tief denkende Stirn! So ging es schon jahrelang, Tag und Nacht. Immer las er, immer studierte er, und ein Buch war schwerer als das andre. Denn er wollte ja Oberpräsident und Minister werden. Wie er aber gerade über die Ideenlehre des griechischen Philosophen grübelte, kam die Socialdemokratie ans Ruder. Und das erste war, daß sie einen wüsten Hezer und prassenden Agitator in die stille Klausur des Corpssstudenten sandten. Der forderte herrisch, das socialdemokratische Programm vorweisend, die Auslieferung der Bücher; denn Bücher seien ein Produktionsmittel und die mühsen samt und sonders konfisziert werden. Der Corpssstudent mußte sich der rohen Gewalt fügen. Aber er konnte den Verlust seiner geliebten Produktionsmittel nicht überleben und nahm Gift, das er glücklich gerettet hatte; denn eigentlich hätte auch das vergefellschaftet werden müssen. . . . Deutsche, wählt keinen Socialdemokraten!

In Dome hockte ein altes Weiblein, ließ die Kugeln des Rosenkranzes durch ihre Finger gleiten und betete zu ihrem Gott, recht einfältiglich und andächtig. Auf einmal läuteten die Sturmglocken; die Socialdemokratie hatte gesiegt! Ein finsterner, unheimlicher Mann drang in den Dom ein und schrie das alte Weiblein an: „Unser Programm fordert, daß wir die Religion zerstören. Ich bin verpflichtet, Dir unverzüglich den Herrgott aus der Seele zu reißen.“ „Jesus, das wird aber weh thun,“ stöhnte die Alte. „Gibst alles nicht,“ brüllte der Soci rauh. „Ich muß Deine Religion zerstören.“ Damit packte er die Frau und indem er sie fest hielt, las er ihr erst Büchners „Kraft und Stoff“ und dann Hädels „Belträtzel“ vor. Vergehens sträubte sich die Alte. Sie konnte sich nicht wehren. Der Unnenich ließ sie nicht eher los, als bis er das letzte Wort verlesen. Da war ihre Religion zerstört. Glaubenslos schlich das Weib aus dem Dom. Es hatte den Herrgott und zugleich das Lebensglück verloren. Zwei Tage darauf vergiftete sie den eigenen Ehemann und vier kleine Entkinder. Denn wer nicht glaubt, ist zu jedem Verbrechen fähig . . . Deutsche, wählt keinen Socialdemokraten . . . Deutsche, wählt keinen Socialdemokraten!

Der gute ehrliche und fleißige Hidschuster hämmerte emsig in der behaglichen Kellerstube des Hinterhauses, in die nur am längsten Tage, wenn es wolkenlos war, ein Lichtstrahl huckte. Nicht lebendige, jedoch unmündige Kinder umringten den tüchtigen Handwerker. Und das Weib lag auf einem Strohsack, bereit, dem geliebten Mann das neunte Kind zu schenken. Der 16. Juni hatte den Wahlsieg der Socialdemokratie gebracht. Und die nächste Folge war, daß ein lächerlicher Dursche, der einst bei dem Handwerksmeister gelernt hatte, aber wegen Entwendung von fünf Tausendmarktscheinen von ihm weggejagt worden, total betrunken hereintorkelte und dem Hidschuster Hammer, Ahle, Holznägel, Schmel und die sonstigen Produktionsmittel, ja sogar die Lampenflgel im Auftrag der Partei-leitung fortnahm und alles in das Eigentum der Gesellschaft überführte. Der Handwerksmeister verdiente nun nichts mehr und in seiner Verzweiflung vergiftete er die ganze Familie mit Kohlenoxyd-gas . . . Deutsche, wählt keinen Socialdemokraten!

In seiner Laube, weit draußen im Norden Berlins, hülte gerade der patriotische Tischler eine neue schwarz-rot-weiße Fahne. Plötzlich ergoß sich über die Laubenkolonie eine Rote siegberauschter Socialdemokraten. Das Erfurter Programm in den Häuten schwingend, vertrieben sie sämliche Laubenbesitzer von der Scholle, zertraten die Blumen, vernichteten die schön rankenden Bohnen und streuten die Balken in alle Winde. Dann führten sie den Grund und Boden in den Gemeinbesitz über. Der patriarchalische Tischler jedoch hing mit leidenschaftlicher Liebe an der Scholle, auf der er mit soviel Mühe seine Laube errichtet und geschmückt, und sogar eine kleine Spargelzucht angelegt hatte. Darum wich und wankte er nicht.

Mit heldenhafter Tapferkeit verteidigte er seine Scholle. Vergebens! Von unzähligen rohen Faustschlägen getroffen, brach er blutüberströmt und tot zusammen . . . Deutsche, wählt keine Socialdemokraten!

Solche Bilder wirbelten wir durch meinen Schädel. Mühsam hielt ich mich noch aufrecht. Da traf es mich jäh, als hätte ich in

eine Kreisfrage gegriffen. Mit dicken, überlebensgroßen Buchstaben grüßte mich von einem Flugblatt der Satz an:

Die Socialdemokratie ist der Feind des allgemeinen Wahlrechts!

Die Offenbarung war zerschmetternd. Ich stürzte aus dem Zimmer, auf die Straße, in der Nacht. Ich weinte, ich lachte, ich schrie, ich torkelte, ich hätte mir auch die Haare gerauft, wenn ich 15 Jahre jünger gewesen wäre; jetzt wär's ein Versuch am untauglichen Objekt geworden. Ich starrte in den Himmel. Pfeilschnell liefen die Sterne durcheinander, rodeten sich zusammen und bildeten schließlich ein einziges neues Niesensternbild, das in stimmernden Lettern in den Weltraum den Spruch malte: Die Socialdemokratie ist der Feind des allgemeinen Wahlrechts.

Mich besaßen die seltsamsten Gelüste. Eine junge Dame ging vorüber, eine Lichtgeleibete, lächelnde. System: Schlangenhaut. Ihre internen Angelegenheiten steckten in einer engen seidenden Hülse, mit Ausbuchtungen. Wißt Ihr, so wie Ihr es in den naturwissenschaftlichen Büchern lest: „Schlange, ein lebendiges Raritäten hinunter geschluckt habend.“ Instinktiv trat ich heran, küßte meinen Hut und fragte zitternd: Verzeihen Sie, sind die Socialdemokraten Feinde des allgemeinen Wahlrechts?

„Nicht, Sie mir nicht an, aller Duffel, id' ruf' nach'n Schutzmann.“ erwiderte Fräulein Schlangenhaut.

Schutzmann! — das war die Erlösung. Der mußte es wissen. An der nächsten Ecke traf ich einen:

„Entschuldigen Sie, Herr Wachtmeister, sind die Socialdemokraten wirklich Feinde des allgemeinen Wahlrechts?“

„Mensch, machen Sie, daß Sie weiter kommen, oder ich begeh' 'n polizeilichen Mißgriff,“ meinte der Wiedere. Ich mußte die Flucht ergreifen.

Zimmer düsterer und zerrissener ward mein Gemüt. Von jeder Anschlagssäule dräute der Satz: „Die Socialdemokraten sind Feinde des Wahlrechts.“ Jeder Vorübergehende schien mir das Wort entgegenzubrüllen. Wenn ich mir Ruhe hätte. Wie weich muß es sich schlummern unter den Rädern einer Straßenbahn! Ich verging vor Sehnsucht, mich quer über die Schienen zu legen. Beinahe wär's mir auch gegliickt. Aber der Wagenführer ergriff mich noch rechtzeitig. Ich benützte die Gelegenheit, um ihn zu fragen: Sind die Socialdemokraten nun Gegner des Wahlrechts oder sind sie es nicht? Der Mann riet mir eine Anfallstation aufzusuchen.

Endlich befand ich mich doch beim Bahnhof. Beim Anipsonkel taumelte ich bewußtlos vorüber. „Fahrlarte!“ herrschte er mich an. Ich erwachte und überreichte statt des Willets die Frage: „Sind die Socialdemokraten Feinde des allgemeinen Wahlrechts?“

„Nehmen Sie man 'n Abteil für Reisende mit Traglasten. In dem Affen haben Sie zu tragen“ bemerkte der Beamte.

In dem Coupé des Vorortzuges saß außer mir nur noch ein Herr, etwa ein Vierziger. Er war unglaublich heiter, lachte in sich hinein und kaischte vor Vergnügen von Zeit zu Zeit auf seine Schenkel, kurz er benahm sich wie ein Mensch, dem unvermutet ein großes Glück widerfahren oder der eben eine schwere Arbeit vollendet hat.

Mich ärgerte naturgemäß solche Heiterkeit. Der Mann dachte sicher nicht über die Rätsel antisocialdemokratischer Wahlblätter nach. Ich fuhr ihn an: „Sie machen mich mit Ihrer Lustigkeit nervös. Sie haben sicherlich nicht drei Duzend Flugblätter und ein halb Duzend Wahlbroschüren heute gelesen?“

„Gelesen?“ lachte mein Gegenüber, „nein, aber ich habe mehr geleistet!“

„Mehr — das ist unmöglich, das hält kein Mensch aus,“ versetzte ich grimmig.

„Doch, Verehrter — ich habe sie soeben — geschrieben!“

„Sie schreiben Wahlflugblätter?“ rief ich erregt.

„Aber natürlich, ja, fastige.“

Ein furchtbarer Verdacht stieg in mir auf:

„Da haben Sie vielleicht auch das geschrieben, worin steht, daß die Socialdemokraten Feinde des allgemeinen Wahlrechts sind.“

„Aber selbstredend, das ist mein Meisterstück, darauf bin ich stolz!“

„Und Sie glauben an solchen Widsinn?“

„Glauben? Wofür halten Sie mich? Ich an so etwas glauben?“

Der Herr verfinsterte sich ordentlich.

Ich brauste auf!

„Sie Dumpe, Sie Schuft, Sie gemeiner Kerl, Sie Patriot Sie, Sie schreiben also so aberwitzige, dreckige Verleumdungen gegen Ihre Ueberzeugung! Ich rate Ihnen, die Kollene zu ziehen, sonst —“ ich raste förmlich.

Der Herr wurde immer strahlender. Und als ich, um Luft zu schnappen, pausierte, reichte er mir freundlich seine Hand und drückte die meine herzlich: „Ah, Sie sind Genosse, freut mich außerordentlich. Auch ich bin seit fünfzehn Jahren zahlendes und thätiges Mitglied der Socialdemokratie!“

„Und da schreiben Sie solch elenden Wids?“

„Aber gerade. Das ist ja mein größtes Verdienst.“

„Einer von uns beiden ist verrückt,“ schrie ich.

„Ich bin es zweifellos nicht.“

„Dann bin ich's. Ich bin ganz dumm. Ich verstehe nichts mehr. Die Socialdemokraten sind Feinde des allgemeinen Wahlrechts. Deutsche, wählt keinen Socialdemokraten. Die Socialdemokraten sind Feinde, Feinde — Deutsche, wählt — Deutsche —.“ Ich fieberte und delirirte.

Der Herr aber erklärte:

„Ich sehe, Sie sind nicht unterrichtet. Wir Flugblattschreiber haben uns nämlich diesmal organisiert. Unfre Auftraggeber sind zu dumm und faul, um selbst derlei Zeug zu verfassen. So beuten sie uns aus. Wir sind natürlich alle Socialdemokraten, was soll ein armer Tinentuli andres sein! Wir haben uns nun verpflichtet, nicht nur 10 Proz. des Verdienstes an die Parteikasse abzuführen, sondern auch die Blätter so blödsinnig und gemein zu schreiben, daß wir mit diesen geistigen Produkten die bürgerlichen Parteien intellektuell und moralisch verkrüppeln, verzeihen, um sie völlig wehrlos gegenüber dem Proletariat zu machen. Und ich kann sagen, ohne mich rühmen zu wollen, wir haben Erfolge erzielt, Erfolge — meine Auftraggeber können nur noch Ja sagen. Meine Entdeckung, daß die Socialdemokraten Gegner des allgemeinen Wahlrechts sind, hat mir ein kleines Vermögen eingebracht. Ich konnte sofort 300 Mark an die „Sächsishe Arbeiter-Zeitung“ schicken, für die ich früher arbeitete. Aber ich glaube, jetzt bin ich nützlicher für die Partei!“

Der Zug war im Gehen. Mein Nachbar wollte aussteigen.

„Aber wie werden Sie sich steigern, übertrumpfen können?“

fragte ich bewundernd und herrlich beruhigt.

„O, da hat's keine Not. Ich werde schreiben, daß die Socialdemokraten principiell auf dem Boden des Muttermordes stehen, daß sie systematisch Eisenbahnunfälle organisieren, daß sie die Havelberge in Vulkanen verwandeln. Und wenn alle Stränge reißen, werde ich den Satz plakatieren:“

Die Socialdemokraten sind Monarchisten. J. o. c.

Kleines feuilleton.

ee. Der Unterschied. Still und friedlich lag der Abend über der Landschaft. Unten über den Gärten und Wiesen breitete die Dämmerung schon ihre grauen Schleier, draußen auf dem Strom war es noch hell. Ueber dem Walde stand das Abendrot. Wie flüssiges Gold schwamm es über den dunklen Fichten, glühte durch die Zweige und warf einen feurigen Widerschein auf die blaue Flut. Es war jenes wundersame Zwielficht, wo alle Farben leuchtender und alle Schattten tiefer werden. Das Leben schläft ein, selbst in des Tages letzte Laute mischt sich etwas Leises, Schlämmermüdes.

Unten auf dem Wasser zog ein Boot. Ein Lied klang auf, klang und verklang, Ruderschläge, ein Lachen irgendwo, nun schwieg auch das.

Schweigen lag über Fluß und Wald, und auch in der hübschen Glasveranda des kleinen Landhauses war es still geworden.

Die vier Menschen hatten sich in ihre Gartenstühle zurückgelehnt. Es dachte keiner mehr an das Abendessen, obgleich das braune Vauernbrot und die frische Butter appetitlich genug zum Essen luden. Aller Blicke hingen an dem Bild und seiner leuchtenden Farbenpracht. In den Augen der kleinen alten Frau blitzte es auf, als sie die bewundernden Miener der Verwandten sah. Ein geheimer Triumph malte sich in ihrem kaltenreichen Gesicht. Sie lächelte schalkhaft: „Na, ist das nun nicht schön?“

„Gewiß ist es schön,“ nickte die Rätin, und auch Else fuhr aus ihrer Verträumtheit auf: „Na gewiß, Tantchen, das haben wir doch auch gar nicht bestritten, wunderschön ist es.“

„Solch' Wasser habt Ihr in Eurem feinen Westen nicht,“ erwiderte der alte Mann und seine Stimme klang ebenso triumphierend wie die der Frau.

„Aber den Westen haben wir. Onkelchen!“ sagte Else mit Würde, „und den habt Ihr hier nicht.“

„Aee, stimmt!“ erwiderte Onkelchen trocken, „hier ist der Osten.“

„Und der Osten ist und bleibt nun mal ordinär!“ ereiferte sich die Rätin.

Onkelchen machte statt aller Antwort eine Handbewegung über das Bild zu ihren Füßen: „Ist das ordinär?“

Es kam keine Antwort. Else schnitt sich ein Schinkenbrot, erp nach einer Weile sagte sie: „Nein, Onkelchen, das natürlich nicht.“ Sie nahm einen sentimental Ton an: „Gott, die Natur ist natürlich überall schön. Ich sage ja auch, es ist ein Jammer, daß wir die Natur nicht im Westen haben. Aber Onkelchen, die Menschen, die hier herauskommen: das ganze Berliner Arbeiterviertel! Und das feinste sind noch Ladenmädchen. Der Osten ist eben zu ordinär...“

„Ja, es ist schade, daß Ihr nicht auch nach dem Westen ziehen konntet,“ fiel die Rätin ein, „die westlichen Bororte sind viel feiner. Na ja, Onkelchen hat seine Stelle am Grünen Weg und die Wohnungen sind hier billiger; da ging es ja wohl wirklich nicht anders.“

„Und wir bedauern es auch gar nicht,“ widersprach die alte Frau, „es ist sehr schön hier.“

„Woh das Publikum,“ wiederholte Else, „na, Tantchen, das mußt Du doch zugeben, reiche Leute wohnen hier in der Gegend doch nur, wenn sie unbedingt müssen; und Partien hier raus machen sie auch nicht. Das Volk, das hier heute unterwegs war! Auf dem ganzen Weg von der Bahn bis zu Euch haben wir auch nicht eine richtige Dame gesehen!“

„Nein, wirklich nicht,“ stimmte die Rätin ihrer Tochter lebhaft bei, „bloß Arbeiterfamilien und Näh- und Ladenmädchen mit ihren Schären; von denen wimmelt es hier ja Sonntags geradezu.“

„Na, und ist das nicht ein reizender Anblick?“ fragte der Onkel, „gerade die jungen Dinger! Nun sitzt das die ganze Woche im

Baden oder in der Fabrik und ist so froh, wenn es hier raus kommt und hängt dem Liebsten am Arme und kann mal ein bißchen aus-tollen. Das ist ja gerade wie Vogelzwickern und wie das Leben selber.

„Nun wird Onkelchen auch noch poetisch.“ Lächte Else. Sie beugte sich vor: „Aber Onkelchen, sieh mal, es sind doch ordinäre Mädchen, und allein mit nem Liebsten ausgehen, das thut doch keine anständige Dame, und dazu noch Sonntags, das sind doch einfach — Frauenzimmer.“

„Und die ganze Gegend hier ist voll davon,“ sagte die Mätin spitzig, „ne anständige Dame kann hier eigentlich Sonntags gar nicht allein gehen, sonst wird sie auch für so was gehalten. Das sind aber die Tanzlokale, die ziehen diese Geschöpfe hier heraus.“

„Na, Tanzlokale habt Ihr ja da draußen auch!“ sagte der Onkel etwas empfindlich.

„Zawohl, und was für netze!“ Das Tantchen setzte sich aufrecht, sie kam offenbar in Kampfstimmung: „Na hört nur auf mit Eurem feinen Besten! Ich hab' es erst neulich in der Zeitung gelesen, gerade da bei Euch . . . wenn da die Elitébälle sind, da kommen noch ganz andre Mädchen hin, und sogar solche ganz unanständigen, solche . . . na, ich will gar nicht sagen was . . .“ Sie erröte über ihr ganzes gutes, altes Runzelgesicht.

Allein die Mätin stippete ein Radieschen in Salz und meinte gleichmütig: „Na ja, Tantchen, das ist ja richtig: solche — Elemente — sind ja schließlich überall. Aber bei uns sind doch wenigstens . . . die eleganten . . . die, die reiche Liebhaber haben und seine Herren . . . die kommen in Equipagen, da bekommt man was zu sehen . . .“

„Und was man zu sehen bekommt, Tantchen!“ Else richtete sich auf: „Ach, Tantchen, die Toiletten, und die haben gerade die feinsten an, da kann man noch die Mode dran studieren. Bei Euch hier tragen sie ja bloß Waschlleder, und Rock und Bluse und selbst-gemachte Hüte. Nicht mal 'n chices Reformkleid sieht man hier!“

ss. Die Bäume als Kompaß. Daß man an den größeren, dauernd im Freien befindlichen Gegenständen, wie Säulen, Pfählen und namentlich Bäumen, die sogenannte Wetterseite erkennen kann, wird jeder aufmerksame Beobachter selbst bemerkt haben. In unsren Gegenden weist die Wetterseite in der Regel nach West oder Nordwest, weil von dorthier am häufigsten regen-bringende Winde kommen. Diese Erscheinung ist oft so deutlich entwickelt, daß man in Ermangelung eines Kompasses sich ober-flächlich nach ihr der Himmelsrichtung bergewissern kann. Weniger beachtet ist eine andre Eigenschaft freistehender Bäume, die gleich-falls durch die Witterung bedingt ist, nämlich die Neigung der Stämme zum Boden. Dabei ist es der Wind, der das ausschlag-gebende Wort zu sprechen hat. Der Einfluß des Windes auf den Pflanzenwuchs hängt freilich von mehreren Umständen ab: einmal von der Lage und den Oberflächenverhältnissen der Gegend — auf Hochflächen macht sich der Wind anders bemerkbar als in Thälern —, dann von der Beschaffenheit des Bodens, der der Pflanze größeren oder geringeren Halt giebt; vom Bau der einzelnen Gewächse je nach der Verteilung der Zweige und Entwicklung der Krone, endlich von der Beladung des Windes mit festen Stoffen, also mit Staub-massen oder mit Salz, die seine Wirkung verstärken. Professor Fröh in Zürich hat unlängst die Windwirkung auf die Pflanzen genauer untersucht und folgende Formen für deren Ergebnis unter-schieden: ein senkrechter Stamm, aber eine Verkümmernng der Zweige auf der gegen den Wind gerichteten Seite; eine Neigung des Wipfels mit der vorherrschenden Windrichtung und eine stärkere Entwicklung der Krone auf der geschützten Seite; eine vollständige Neigung der Bäume nach einer Seite mit gleichzeitiger Ver-kümmernng; eine Neigung des Stammes und der Krone nach ver-schiedenen Richtungen, wobei die Neigung des Stammes den Ein-fluß stärker, aber nur gelegentlicher Winde, die der Krone die Richtung der vorherrschenden Winde anzeigt. Ganz besonders werden sich diese Einflüsse in Gegenden bemerkbar machen, die dem Meer benachbart oder sonst durch Oberflächenerhebungen wenig ge-schützt sind. In tropischen Gebieten ist eine regelmäÙige Neigung der Bäume seltener erkennbar, weil die Richtung der Winde ab-wechselt. Am empfindlichsten sind in dieser Beziehung nach den Forschungen von Fröh Nirsichbäume, Pflaumenbäume, Nusbäume, Schwarzpappeln, Ebereschen, Linden, Fichten, Lärchen. Die Kiefern und Bergtannen dagegen scheinen die widerstandskräftigsten Arten zu sein und sind daher für die Aufforstung von Gegenden, die starken Winden ausgesetzt sind, besonders zu empfehlen. Ein Naturfreund sollte nicht verabsäumen, gelegentlich auch dieser beachtenswerten Er-scheinung seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und er wird nament-lich bei einem Aufenthalt an der See reichliche Gelegenheit dazu haben. Erwähnenswert ist noch die Thatsache, daß die in den holländischen Dorfmooren eingedekten Baumstämme fast stets in einer nach Nordost weisenden Richtung liegen, die jedenfalls derjenigen entspricht, nach der die Bäume ehemals durch den Wind umgestürzt wurden.

Aus dem Tierleben.

— Wie leicht man die Tiere ziemlich bedeutende Verletzungen übersteht, beweist folgender Vorfall. Einst fand ich im Garten eine Hebelstraße im Schnee liegen, wozu letzterer um den Vogel herum blutig gefärbt war. Ich nahm den Vogel, den

ich für tot hielt, auf, besah ihn und fand eine Schußverletzung am Kopfe, konnte aber wegen des geronnenen Blutes die Art und Weise derselben nicht erkennen. Um das Blut abzuwaschen, nahm ich den Vogel mit in ein kaltes Gewächshaus. Die genauere Untersuchung ergab, daß durch einen Streifschuß das rechte Auge herausgerissen und der Oberschnabel an der Basis zertrümmert worden waren. Schon während der Untersuchung nahm ich wahr, daß noch Leben vorhanden war, und nach einer Weile stand der Vogel thatfächlich wieder auf den Beinen. „Nun, so wollen wir versuchen, ihm das Leben zu erhalten,“ dachte ich, wusch seine Wunden nochmals, und zwar mit zweiprogentigem Karbolwasser, worauf ich ihm einen Verband anlegte. Da sah er nun mit seinem weißen Turban und sah aus wie ein Inder. Nachdem er einen halben Tag still geseßen und den Verband geduldet hatte, gefiel ihm derselbe doch nicht mehr, sondern mußte herunter. Eine erneute Waschung mit Karbol folgte. Am andern Morgen lebte „Jakob“ — so heißen bekanntlich alle Krähen — noch, war aber sehr schwach, so daß er mehr auf der Seite lag als stand. Da er nicht fraß und auch wegen des verletzten Schnabels nicht fressen konnte, ich ihn aber nicht verhungern lassen wollte, so wurde er regelrecht gestopft. Das ging nun nicht ohne fürchterliches Geschrei seinerseits ab und erforderte zwei Personen, da er tüchtig strampelte, beides wohl vor Schmerzen. Doch er schluckte, und das war alles, was ich wünschte. Nachmittags erhielt er eine zweite Auflage Futter in der nämlichen Weise (Brot, Butter, Fleisch usw.), doch abends war er so schwach und hinfällig, daß ich zweifelte, ob er den nächsten Morgen erleben würde. „Geschieht es,“ dachte ich, „so ist Hoffnung auf Besserung vorhanden.“ Wichtig, am nächsten Morgen spazierte Jakob ganz mobil in dem ihm zum Aufenthalt angewiesenen Kalthause umher. Er ward täglich munterer, mußte jedoch stets gestopft werden, da er noch immer nicht selbst fressen konnte. Nach etwa 8 bis 10 Tagen fing Jakob an, auch seinen Schnabel wieder zu gebrauchen, konnte jedoch noch immer nicht ordentlich fressen. Pöfferlich war sein Benehmen beim Gehen, da er sich noch nicht an seine Einäugigkeit gewöhnen konnte. Fast an jeden Gegenstand ihm zur Rechten stieß er an, blieb stehen und be-trachtete den Stein des Anstoßes aufmerksam, um gleich darauf wieder anderswo anzutempeln. Doch auch daran gewöhnte er sich bald und trug den Kopf so gewendet, daß er nach vorn den Weg übersehen konnte. Endlich hatte er auch wieder allein fressen gelernt, seine Wunden waren geheilt und ich freute mich, daß ich ihn so weit hatte. — Da fand ich meinen Jakob eines Morgens ertrunken in einem Wasserbassin, welches sich zu ebener Erde in jenem Kalthaus befand. So hatte ihn trotz meiner Pflege doch sein Geschick ereilt. — (Kalbe in der „Nerthus.“)

Humoristisches.

— Aus einer Gemeinde-Versammlung. Kra-seeler: „Krieg' i' jekt endl' 's Wort?“ Bürgermeister: „Ja, Du hast's Wort! . . . Aber jekt halt's Maul!“

— Ein feines Hotel. „Kellner, das Essen ist ja ganz mise . . .“

„Bitte, mein Herr, hier das Beschwerdebuch — bei uns wird nur schriftlich geschimpft!“

— Reserbiert. Klient: „. . . Was sagen Sie dazu: Registrator Zwidel hat in einem öffentlichen Lokal erklärt, ich sei ein kompletter Schafskopf . . .“

Rechtsanwalt: „Nun, das bestreiten wir vor-läufig!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Das seit Monaten verschollen gewesene „Magazin für Litteratur“ hat sich wieder angefunten. Es erscheint jetzt in Leipzig-Neuditz, Goethestraße 1, am 5. und 20. jeden Monats und kostet vierteljährlich 3 Mark. Als Herausgeber zeichnet Franz Philips, die Redaktion führen E. Gomoll und J. Hegner. —

— Otto Julius Bierbaums vieraktiges Schauspiel „Stella und Antonie“ ist soeben bei Albert Langen in München als Buch erschienen. —

— Teresina Gehner wird in den Goethebund-Aufführungen von Heßes „Maria von Magdala“ im Lessing-Theater die Titelfrolle spielen. —

— Maeterlinds neues Drama „Johzelle“ wird im Lessing-Theater, noch unter Neumann-Hofer, in Scene gehen. —

— Axel Delmar soll, als Nachfolger Joseph Lauffs, zum Dramaturgen des Wiesbadener Hof-Theaters ausersuchen sein. —

— Von der Felix Mendelssohn-Bartholdy-Stif-tung kommen am 1. Oktober wieder zwei Stipendien à 1500 Mark für Musiker zur Verteilung. Das eine ist für Kom-position, das andre für ausübende Tonkünstler bestimmt. —

— Der diesjährige Ausstellungs-Katalog der Ver-liner Seceßion ist dasselbe Jammerding wie seine Vorgänger. Man mag ihn hinlegen, wie man will, alleweil sperrt er das Maul auf, wie der ausgediente und weggeworfene Schuh eines alten „Kunden“. —